

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 119.

Sonntag, 23. Mai.

1915.

Klippen.

(Nachdruck verboten.)

(20. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheib-Geller.

XVIII.

So wußte Erna Nidling das Glück zu zwingen, in ihrem neu erbauten Haus zu bleiben.

Die Liebe zu Gilda Roswald und ihrem Kind blieb tief in Nidlings Herz eingewurzelt — aber sie hinderte nicht mehr das Emporkommen zärtlicher Gefühle für seine Frau. Und sie wußte und fühlte es.

Eines Abends zur Dämmerstunde saßen sie wieder beide in seinem Arbeitszimmer.

Und keiner sprach — und keiner wollte Licht machen, um nicht den Zauber der Abendstunde zu verschrecken.

Sie konnte ihn deutlich von ihrem Platz aus sehen — und ihr Herz floß von Liebe über.

Da schlich sie zu ihm hin — errötend wie eine schüchterne Braut — und fuhr mit der Hand über seine Haare — und dann über die Stirn — und dann legte sie den Arm um seinen Nacken und zog ganz leise und sanft seinen Kopf an sich heran und küßte ihn wieder und wieder —

Er sah auf — blickte in innige, strahlende Augen.

„Was ist es, Eric?“ fragte er weich.

Wie eine Liebkosung berührte sie der Klang der Stimme — oh — wie sie ihn liebte — wie alles in ihr ihm jetzt gehörte.

Sie schlich sich noch näher zu ihm heran.

„Weißt du — weißt du —“ sie suchte ihre Worte.

„Weißt du, Hans, — ich glaube —“ und hielt inne und barg den heißen Kopf in seine Hände.

Da verstand er.

Ein Jubel zog durch seine Seele. Ein Glück, das er erstorben glaubte, leuchtete ihm entgegen.

„Eric — mein Lieb — ist es wahr — ist es möglich?“ und preßte sie an sein Herz und küßte sie.

Dann sprachen sie von dem Kind, das kommen sollte. Sie sagte, es sollte ein Junge sein und Hans sollte er heißen wie er und ganz dieselben lieben Augen und dieselben Züge haben wie sein Vater.

Die Monate vergingen — wie schöne Sommertage — voll Leben und Wärme und Hoffnungen.

Sie traute kaum, an ihr Glück zu glauben. Saß jetzt stundenlang am Fenster, vor dem die Sonne stand und nähte an kleinen Spitzenhäubchen und träumte von dem rosigen Gesicht, das daraus hervorklugen würde — und von den Augen, die gleich Sternen ihr ins Herz scheinen würden.

„Ihr Kind“ — wie sie es beide jetzt schon liebten — schon von ihm lebten.

Das eine Wort barg eine Welt — eine Welt, aus der sie Kraft schöpften, um trotz allem, was die Vergangenheit ihnen gebracht hatte, zuversichtlich in die Zukunft hinauszuschauen.

Dann war die Zeit verstrichen.

Ein armes, schwaches Kind lag in der Wiege, schrie und rang nach Atem.

Der Arzt sagte, es könne nur einige Stunden leben.

Er ist ein alter Mann — hat schon viel Glend gesehen — sich fast an den Tod und Krankheit gewöhnt — und fühlt sich doch erschüttert, wenn er in Nidlings, heiße, tränenlose Augen blickt.

Er hat alles versucht und kann nicht helfen. Das Leben entweicht; er kann es nicht zurückhalten.

Nidling nimmt sein Kind in die Arme und sieht es an lange — lange. —

Ein Junge ist es — sollte Hans heißen, wie er — ein Dichter werden wie er — aufgewachsen zwischen ihnen und ihre Welt und ihre Zukunft sein — jetzt —

Jetzt war zum zweiten Mal seine Welt zertrümmert.

Das Kind würde nie sprechen, nie lachen — nie sich freuen. Es war gekommen und würde gehen, ehe man etwas von ihm hatte wissen können.

Sie würden allein bleiben. Immer nur andere Eltern sehen, die Kinder hatten, und an das eigene — das verlorene — zurückdenken.

„Hans, gib es mir“, die Mutter flehte darum. Sie weiß nicht, daß es sterben muß.

Er legt es in ihre Arme und sie lächelt — so glücklich — so selig.

„Unser Kind.“

Wie das Wort ihm ins Herz schneidet.

Er nimmt es zurück. — Sie läßt es geschehen. Sie ist so schwach. Sie will ruhen.

Man bringt das Kind in die Wiege zurück.

Es hascht nach Atem — zuckt zusammen — der Arzt eilt herzu — aber es ist schon vorbei.

Es liegt da — still und weiß — regt sich nicht mehr — schreit nicht mehr.

Die Mutter denkt, es schläft. Doch Nidling weiß es! Sein Kind ist tot.

Man wird ihm einen kleinen Sarg machen. Er wird es hineinbetten. Dann wird man es hinaustragen auf den Kirchhof, wo schon so viele Kreuze stehen. Die Blumen auf seinem Grabe werden blühen und welken — und er — der Vater, wird weiterleben müssen.

Weiterleben? Wozu noch? Der sonnenlosen Zukunft entgegen.

Sieh leben nicht immer nur kämpfen und leiden und machtlos dastehen müssen, wenn das Schicksal mit einem Faustschlag die zartesten und heiligsten Hoffnungen zerstörte?

Mit dem Tod ihres Kindes schien auch für Erna Nidling die Freude am Leben erloschen zu sein.

Die Enttäuschung war zu groß.

Sie kränkelte dahin — der Arzt machte ein sorgenvolles Gesicht. Da stellte sich das Fieber ein, das er befürchtet hatte, und warf sie auf ihr Lager zurück.

Schwere Tage und Nächte folgten.

Sie fand keine Ruhe. Wehrte sich wie ein Erkranker gegen die Erinnerungen, die sie umfluteten. Rang nach Licht und fand es nicht. Immer fester um-

schlang sie die Vergangenheit, von der sie sich befreit glaubte, und zermarterte sie.

In ihren Fieberphantasien mußte sie immer nur zwei Menschen schauen! Gilde Roswald und Hans Reimer.

Manchmal fuhr sie wie aus einem bösen Traum empor und schrie: „Hans! Hans!“

Er eilte auf sie zu.

„Was ist es, Erie?“

Aber sie fand keine Worte. Immer nur das dumpfe, müde „Nichts“. Legte schwer atmend den Kopf in die Kissen zurück und schaute mit bangen Augen vor sich hin.

Sie dachte an Hans Reimer. Durchlebte die Stunde, die wie ein schwerer Stein seither auf ihrem Gewissen gelastet hatte — und dann den anderen Tag, an dem sie ihn bei Frau Crofen zum letzten Mal gesehen hatte. Kein Wort des Trostes hatte sie für ihn gefunden — konnte nur noch an den einen denken, den sie liebte, und für den sie lebte — und der andere mußte aus ihrer Welt verschwinden. Wie hatte er gelitten — der junge Mensch mit den kosenden Augen und zärtlichen Lippen, — und sie war verantwortlich dafür!

Sobald die Erinnerung an Reimer sie verließ, trat vor sie Gildes Bild — und die alte Bitterkeit stieg in ihr auf.

Ob sie ihren Mann noch liebte? — Verfolgte sie auch die Vergangenheit, oder hatte sie Frieden gefunden und war nur noch die Mutter ihres Kindes?

Ihre ganze Qual gipfelte in einer Frage, die sie nie hätte aussprechen wollen, der sie zu entweichen suchte, die sie aber wie mit Ketten und Krallen festhielt und sich tief, immer tiefer in ihr Denken hineingrub —

Was würde aus ihrem Manne werden, wenn sie gestorben war — würde Gilde Roswald — — die Seine werden?

Sie malte sich aus, wie das werden würde.

Gilde kam in das Haus, in dem sie jetzt dem Tod entgegenschaute — kam herein, um zu leben, füllte es mit Sonne — vertrieb immer mehr die letzten Schatten der Vergangenheit. Hans wurde glücklich — durch sie.

Und von ihr blieb nichts zurück — nichts als ein Grabstein und im Herzen des Mannes eine immer mehr verblassende Erinnerung.

Röschen ging in dem Haus ein und aus. Brachte Jugend hinein, tröstete den Mann, der sein zweites Kind hatte einsargen müssen. Doch daran konnte sie ohne Bitterkeit denken — ja sogar sich darüber freuen, weil sie das Kind liebte.

Nickling stand machtlos vor der Qual ihrer Seele. Er wußte nicht, wie er diese Gespenster vertreiben sollte.

Eines Tages nach einem heftigen Fieberanfall lag sie in ihrem Bett — weiß und unbeweglich, als sei das Leben schon fortgesickert.

Sie kämpfte nicht mehr. Auch die Seele durfte auf Augenblicke ruhen, und das Gesicht war friedlich wie das eines schlafenden Kindes.

Gegen Abend, in der Stunde, da die Sonne das Zimmer mit Purpur füllte, erwachte sie. Schloß die Augen auf. Schaute sich langsam und verwundert um, als hätte sie Monate geschlafen.

In ihrer Seite sah Nickling, das Gesicht in ihren Händen vergraben.

Wie merkwürdig das war.

Was war doch geschehen?

Sie fühlte etwas Heißes auf ihrer Hand. Waren es Tränen? Sie hatte ihn doch noch nie weinen sehen. Vielleicht war es seine Stirn, die so brannte.

Wie still es in ihrer Seele geworden war.

Die Sonne durchleuchtete sie mit ihrem Gold.

„Hans —“

Er schaute auf.

„Erie — mein Lieb —“, wie innig die Stimme klang — wie glücklich sie war.

„Hans —“ nun hieß es aussprechen, was sie so lange gequält hatte.

Es war gar nicht so schwer zu sagen.

Warum hatte sie so lange darum gekämpft.

„Verzeih mir, Hans.“

Er fuhr empor.

Zum erstenmal ward zwischen ihnen der Vergangenheit in Worten gedacht.

Erinnerungen wallten auf.

Sie aber blickte ihn so still vertrauens an.

Das Gespenst war gewichen.

Die Seele war ganz frei.

„Ihn trifft keine Schuld. Er hatte mich lieb“, fügte sie leise hinzu.

Etwas wie Eifersucht und Groll stieg in ihm auf bei dem Gedanken an die Kränkung, die sie ihm angetan hatte.

Er unterdrückte diese Regung. Strich liebevoll über ihre Hand und meinte:

„Denke nicht mehr daran, Erie. Ich habe alles verziehen.“

Da lächelte sie. Schaute nach der roten Sonne hinüber, deren flammendes Herz Strahlen der Liebe ausgoß.

„Die Sonne nimmt mich mit“, dachte sie.

Nach einer Weile drückte sie wieder seine Hand und sagte so leise, daß er sich ganz zu ihr niederbeugen mußte, um zu verstehen:

„Wenn ich nicht mehr da bin — heiratest du — Gilde Roswald. Versprich es mir, daß ich ruhig sterben kann —“

Sie wartete nicht auf seine Antwort — sank kraftlos in die Kissen zurück. Fühlte aber, wie unendlicher Friede sie erfüllte.

Sie hatte gesühnt.

(Fortsetzung folgt.)



Was du zuweilen Charakter nennst, nenne doch viel lieber zuweilen nur Trost. Gutzkow.

Deutsche Helden.

Am 16. Oktober ging bei der 2. Batterie des Infanterieregiments Nr. 19 der Befehl ein, eine schwere Feldhaubitze mit zwei Munitionswagen während der Nacht über die im feindlichen Infanteriefeuer liegende Ebene bis nach den vordersten Schützengräben bei C. vorzubringen. Sie sollte von hier aus eine Fabrik einschließen, welche einen starken Stützpunkt für den Feind bildete. Hierzu war es nötig, das Geschütz über den weichen Ackerboden hinweg zu bringen und auf dem nach vorn fallenden Gang, dem Feinde deutlich sichtbar, aufzustellen. Bei Tagesanbruch stand das Geschütz mit den beiden Wagen auf seinem Platze, begünstigt durch das nebelige Wetter, war es gelungen, den Feind vollständig zu überraschen. Erst nachdem die vorgebrachten Granaten verfeuert waren, eröffnete der Feind einen Schrapnellhagel auf das Geschütz, der aber glücklicherweise viel zu weit ging. Die Fabrik war wohl durch viele Schüsse durchlöchert, aber noch nicht ganz zerstört, wie befohlen. Die Mannschaften mußten deshalb weitere Munition über die bedungslose Ebene herbeischaffen. Nach dem Wiedereröffnen des Feuers überschütteten die Franzosen das Geschütz mit Granaten, die in unmittelbarer Nähe einschlugen. Der die Feldhaubitze führende Leutnant Schlüter mit seiner tapferen Bedienung ließ sich hierdurch nicht stören, und erst als der letzte Schuß verfeuert und die Zerstörung der Fabrik genügend war, zog er die Bedienungsmannschaften in einen Deckungsgraben zurück. Als durch ein Wunder war nicht ein einziger Mann verwundet worden, obwohl das Geschütz durch einen Vollerfasser stark beschädigt und die Munitionswagen von Sprengstoffen durch

löhrt waren. Der Leutnant Schlüter wurde durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse und von der untergeordneten Bedienung der Unteroffizier Oestreich aus Elebow, Kreis Greifenhagen (Gilsbeobachter), Unteroffizier Jahn aus Dahlen bei Oshah (Zugführer), Obergefreiter Wünsche aus Gröna bei Chemnitz und Kanonier Hohlstedt (Nichtkanonier) aus Abbau durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. Klasse belohnt.

Im Gefecht bei L., wobei die 1. Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 28 in schwerstes feindliches Granatfeuer geriet und ein großer Teil der Geschützbedienung getötet und verwundet wurde, war der Gefreite Hohlmann aus Enger in Westfalen, Kreis Herford, ein glänzendes Beispiel eines tapferen Kanoniers. Zuerst wurde ihm die Ferse abgeschossen, bald darauf erhielt er einen Schuß in den Rücken, trotzdem richtete er sein Geschütz weiter. Schließlich wurde er noch durch einen Granatsplitter am linken Arm verletzt. Trotz der heftigen Schmerzen, die ihm diese Wunden verursachen mußten, hat er nicht nur bis zum Schluß vorzüglich weiter gerichtet, sondern auch die Geschützbedienung, die nach Verwundung des Geschützführers und infolge des ungewöhnlich schweren Granatfeuers ängstlich zu werden begann, fortgesetzt ermutigt und zur Erfüllung ihrer Pflichten angefeuert. Hohlmann ist als schwerverwundeter im Lazarett in Châlons in französische Gefangenschaft geraten. Für sein glänzendes Verhalten wurde er mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und der St.-Heinrichs-Medaille ausgezeichnet, die zu tragen ihm hoffentlich bald vergönnt sein wird.

Entschlossene Tat eines sächsischen Sergeanten.

Die 3. Batterie des Fußartillerie-Regiments Nr. 19 befand sich am 31. August auf dem Durchmarsch durch R., aus dessen Häusern fortgesetzt Schüsse der feindlichen Bedienung fielen. Als der Beobachtungswagen der Batterie über die R.-Brücke fuhr, sah Sergeant Schönherr aus Reichenbach i. B. einen rauchenden, bombenähnlichen Gegenstand auf dem Fahrdamm liegen. Kurz entschlossen sprang er vom Wagen und schleuderte die Bombe, denn eine solche war es, im den Fluß, wo sie wirkungslos explodierte. Ohne die entschlossene Tat Schönherr's wäre die Bombe zweifellos auf der Brücke zur Explosion gekommen und hätte in der dichten Marschkolonne ungeheure Verluste verursacht. Aber auch die Brücke wäre wahrscheinlich zerstört worden, mit dem Erfolg, daß die ins Gefecht marschierende Division lange Zeit aufgehalten worden wäre. Sergeant Schönherr wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Durch besondere Kaltblütigkeit und Ausdauer im feindlichen Feuer hat sich der Gefreite Reimann aus Meuselwitz bei Leipzig von der Fernsprech-Abteilung 12 ausgezeichnet. Am 7. Oktober hatte er eine Fernsprechstation bei einer Infanterie-Brigade inne. Die Station befand sich in einem Unterstande, am Straßengraben, in der Nähe der Ferme K. Nachmittags erschienen vier feindliche Flugzeuge und anschließend daran begann eine Beschießung der Ferme durch feindliche Artillerie. Die Granaten schlugen rechts und links des Unterstandes ein, so daß der Brigadestab genötigt war, seinen Standort seitwärts zu verlegen. Unbeirrt durch die unmittelbar neben ihm einschlagenden Geschosse blieb der Gefreite Reimann an seinem Apparat, nach dem Einschlagen jeder Granate seine Leitung prüfend. Nachdem letztere beschädigt war, reparierte er sie im ärgsten Feuer, und fand auch noch die Zeit, um einen Kameraden, der schwer verwundet auf der Straße lag, in seinem Unterstand zu bergen, von wo derselbe nach der Beschießung abgeholt werden konnte. Gefreiter Reimann wurde für sein wackeres Verhalten mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.



Aus der Kriegszeit.

Das Privateigentum im Kriege. Unsere deutsche Regierung hat in energischer Form gegen die Brandstiftungen, Plünderungen und Plünderungen der Russen protestiert, die beim Durchdringen über unsere Grenze ungeschützte Dörfer und einzelne Gehöfte überfallen und vernichtet haben. Dieses Vorgehen ist in einem Krieg zwischen zivilisierten Völkern ganz unerbötlich, denn der wichtigste völkerrechtliche Grundsatz, der heute alle Kulturenationen anerkannt haben, ist der, daß die Staaten und nicht die Privatleute miteinander Krieg führen. Jede willkürliche Verheerung des Landes, jede Verletzung des Privateigentums, jede von der Kriegsnotwendigkeit nicht unbedingt geforderte Beeinträchtigung der fremden Rechte und Vermögen ist daher völkerrechtswidrig. Die feindlichen Soldaten sind sogar nach dem Kriegsrecht verpflichtet, die Bewohner des Landes, in das sie eindringen, in ihrer Person wie in ihrem Eigentum zu schützen. Das vom Großen Generalstab herausgegebene Werk über „Kriegsbrauch im Landkriege“ vertritt nachdrücklich diese Anschauungen und bemerkt dazu, daß man freilich in einem Krieg gegen Wilde und Barbaren „bis in unsere Tage mit Humanität und Schonung nicht weiß gekommen ist und gegen sie wohl nicht anders verfahren kann, als mit Verheerung der Saaten, Wegtreiben der Herden, nehmen von Geiseln und dergleichen.“ Die Russen werden es sich also selbst zuschreiben haben, wenn sie von unserer Heeren nicht als zivilisierte Nation behandelt werden können, sondern mit Hereros und Hottentotten auf eine Stufe gestellt werden müssen. Die Auffassung von der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Kriege ist auf deutscher Seite schon 1870 durch die Tat vertreten worden. Beim Überschreiten der französischen Grenze erließ König Wilhelm am 8. August der folgenden Armeebefehl: „Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgebrachten Feindes hat bereits einen großen Teil unserer Armeen über die Grenze geführt. Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrenliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Unachtsamkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armeen befeuert, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.“ Zugleich erklärte der König ausdrücklich den Franzosen: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit französischen Bürgern. Diese werden deshalb fortfahren, die Sicherheit für ihre Person und ihre Güter zu genießen, so lange sie nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen ihr das Recht nehmen, ihnen meinen Schutz zu gewähren.“ Danach haben unsere Truppen gehandelt, so weit es die Notwendigkeit des Krieges erlaubte. Denn wo Mars regiert, da ist er der oberste Herrscher und alles andere muß sich ihm unterordnen. Deshalb darf nach Völkerrecht auch die weitgehendste Störung, Beschränkung, ja selbst Gefährdung des Privateigentums erfolgen, wenn es sich aus militärischen Gründen als unerlässlich erweist. So müssen z. B. durch die Truppen im Gelände allerlei Schädigungen hervorgerufen werden, die sich nicht vermeiden lassen; die Kriegsführung verlangt ferner die Niederlegung mancher Häuser oder sonstiger Baulichkeiten, die Zerstörung von Brücken, Eisenbahnen und Telegraphenanstalten. Der Bewohner des feindlichen Landes muß es sich gefallen lassen, wenn sein Haus und seine Einrichtung zur Unterbringung und Verpflegung der Truppen und der Verwundeten benutzt werden, wenn man zum Zweck der Erkundung, Verteidigung, Verhinderung uhr. in sein Eigentumsrecht eingreift. Unbedingt verboten aber sind alle ziellosen Zerstörungen und Verwüstungen des feindlichen Landes, und der Soldat, der so etwas tut, wird als gemeiner Verbrecher bestraft. Nicht der kleinste Schaden darf von dem einzelnen willkürlich, der größte Schaden darf auf Befehl der Oberleitung ohne weiteres dem Privateigentum zugefügt werden. Ganz läßt sich eine unberechtigte Verletzung des Privateigentums auch bei den hochkultiviertesten Nationen und am besten disziplinierten Heeren nicht vermeiden. Solche vereinzelt Unthaten sind selbst im Kriege 1870 vorgekommen. Im allgemeinen aber haben die Deutschen dem französischen Privateigentum die größte Achtung entgegengebracht; sie haben französische Weinberge bewacht und beschützt, ebenso die Kaiserliche Kunstschätze und französisches Vermögen mit Lebensgefahr aus Feuersbrünsten gerettet. Wenn man, wie im Bazeilles, zur Niederbrennung mehrerer Häuser schreiten mußte, so geschah es, weil sich hier das abscheulichste und gefährlichste Vandalentum breit machte. Ebenso mußten Häuser und Wohnungen zerstört werden, wenn die Eigentümer ihre Türen gewaltsam verschlossen. Wenn der Soldat die Türen seines Quartiers verschlossen findet und die Lebensmittel als fäulnisstuchend verborsten oder vergraben worden sind,“ sagt der ausgezeichnete Schweizer Rechtslehrer Buntz in seinem „Völkerrecht“, „dann treibt ihn die Not dazu, die Türen aufzupressen und den Vorräten nachzuspüren, und in gerechtem Zorn zertrümmert er dann wohl auch einen Schrank und bestreut mit erschlagenen Möbeln den Ofen.“

Schach

Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

Redigiert von H. Diefenbach.

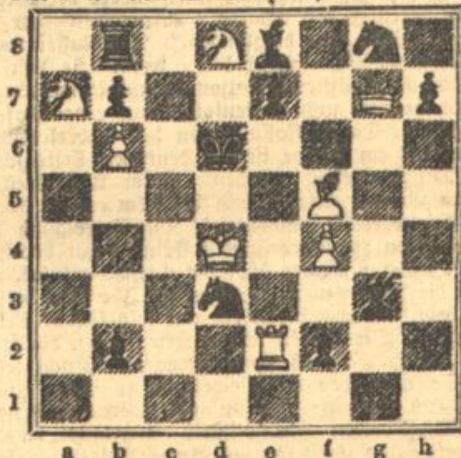
Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 23. Mai 1915.

Aufgaben.

Zwei Zweizüger mit gleicher Idee.

Nr. 334. Von E. Körper, Wiesbaden.



Nr. 335. Kd6, Da3, Th5, Le1 e2 Sd2 g3, Ba4. — Kd4, Lal c2, Ba5 a6 b6 c3 c6 e3 g4.

Nr. 336. Paul Villaret, Inzersdorf.

(„Die Bergstadt“.)

Ka7, Da1, La4 h6, Sc5 g5, Te5, Bb3; Kd4, Le4, Sb1, Tc3, Ba5 d5 e3.

Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 125 (Beratungspartie)

gespielt in Stockholm am 18. März 1914.

Weiß: L. Collijn und F. Englund.

Schwarz: E. Jakobsohn und O. Löwenborg.

- | | | | |
|-----------|---------|------------|-------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 11. Lc1—d2 | D a5—c7 |
| 2. c2—c4 | e7—e6 | 12. Ta1—b1 | S b8—d7 |
| 3. Sb1—c3 | e7—e5 | 13. c3—c4 | b7—b6 |
| 4. e2—e3 | e5—e4? | 14. c4×d5 | b6×c5 |
| 5. f2—f3 | Sg8—f6 | 15. d5×c6 | D c7×c6 |
| 6. Dd1—b3 | Lf8—d6 | 16. Sf3—e5 | D c6—f6 |
| 7. f3×e4 | Sf6×e4 | 17. Db3—d5 | T a8—b8 |
| 8. Sg2—f3 | Se4×c3 | 18. Tbl×b8 | S d7×b8 |
| 9. b2×c3 | D d8—a5 | 19. Lf1—b5 | Auf- |
| 10. c4—c5 | Ld6—e7 | | gegeben. 5) |

¹⁾ Nur ist die Paulsen-Variante der französischen Partie (1. d4 e6; 2. d4 d5; 3. e5 c5; 4. c3 Sc6) entstanden. Die Variante ist sonst fragwürdig, hier aber, wo Weiß noch am Zug ist, direkt ungünstig. — ²⁾ Deckt das Schach h4 und bedroht d5. — ³⁾ Offenbar bei der unentwickelten Stellung unvorteilhaft, am besten war 0—0. — ⁴⁾ Auf S×e5 natürlich 17. Lb5. — ⁵⁾ Nach 19... Kf8 entscheidet 20. Tf1.

Auflösungen:

Nr. 330 (3 Züge). 1. Le3, L×g3 2. Lg5; 1. ... 2. g4†.
Nr. 331 (2 Züge). 1. Da4.

Richtige Lösungen sandten zu beiden Aufgaben ein:
F. S., Dr. W., Wdw., Ed. Bornträger, K. W., stud. math.
Fritz Wirth und Max Deubert in Wiesbaden.

Briefkasten.

L. L. 238. Bei Nr. 327 scheitert 1. Db5—e2 an 1. ... Le7—h4. Besten Schachgruß nach Feindesland! — L. T. Der Zweizüger Kf8, Ld8, Sg5, Bg6. — Kh8, Sd6, Bg7 h6 ist für einen Anfänger zwar recht nett, aber für die Veröffentlichung doch zu leicht.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Abstrichrätsel.

Pfad — Finger — Last — Ente.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben an beliebiger Stelle zu streichen. Was bleibt, bezeichnet etwas Zeitgemäßes.

Füllrätsel.

		+		+	Geschoß
+					qual. Empfindung
+				+	schöpfer. Kraft
+	+	+	+		Mundart
			+	+	Haustier
+					Kopfbedeckung
	+		+		Menschenrasse
				+	Zeitabschnitt

Die Felder sind mit Buchstaben zu füllen, so daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben. Werden die auf die Kreuzfelder treffenden Buchstaben gestrichen, so bezeichnen die übrigen Buchstaben in sinngemäßem Zusammenhang, wie viele unserer tapfern Krieger das Pfingstfest begehen.

Rätsel.

Was senden ins Feld wir den Lieben dort,
Die tapfer für uns bluten und streiten?

Ein halber Vogel, der stolz und bunt,
Ein Schmuckstück, dem der Anfang fehlt,
Zwei Drittel von einem Teil des Baums,
Was England hat, doch Deutschland nicht,
Zum Schluß noch kommt ein Feind dazu.

So scheint es ziemlich wirr und kraus,
Verbunden wird doch was Liebes draus.
In Lagerzelte und Schützengräben,
In Kriegsquartiere zieht es hin,
Zu sagen der prächtigen Heldenschar:
Wir denken eurer immerdar.
Der Pfingsten sonnige wonnige Zeit
Blühe auch euch voll Herrlichkeit,
Daß des Heiligen Geistes Kraft
Segen euch und Siege schafft.

Jens Holmen;

Auflösungen der Rätsel in Nr. 225.

Bilderrätsel: Motorbattarien. — Ergänzungsrätsel: Bart, Wille, Riese, Käse, Ampfer, Zwirn, Schenke, Como, Breslau, Hund, Stirn, Milch, Hirt, Elle (Artilleriekämpfe zwischen Combes und St. Mihiel). — Rätsel: Karpathen (Park, Athen). — Geheimschrift: Schickt Liebesgaben ins Feld! (Schlüsselwörter: Scheck, Hessen, Tasse, Beil, Nase, Delft).



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Ferienfreuden.

Von M. Larries.

Nach kann es euch gar nicht sagen, was für eine frohe Überraschung das für den achtsjährigen Horst und sein gleichalteriges Schwesterchen Annemaria war, als die gute Tante Minna im Juni ein Ansichtskärtchen schrieb, das folgenden Wortlaut hatte:

„Mein liebes Zwillingspärchen!

Noch ein paar Wochen vergehen und dann gibt's „große Ferien“. Die ersten großen Ferien! Da ist's gewiß angebracht, daß Ihr Euch von den Strapazen im ersten Schuljahr erholt. Nun, wie wär's, wenn Ihr zu uns aufs Land kommen würdet? Zur lustigen Tante Minna? Mama oder Papa könnten Euch herbringen — wie wär's? Schreibt mir, Ihr kleinen Leute! Tante Minna, Onkel Max, Karlchen und der weiße Spitz freuen sich schon darauf.

Mit herzlichen Gruß

Die „gute“ Tante!“

Die Eltern des kleinen Zwillingspaars mußten beim Empfang dieser Karte laut lachen und meinten: „Wie lustig doch immer Tante Minna ist! Nun, Kinder, wenn ihr hübsch folgt, könnt ihr eure großen Ferien bei Tante Minna verbringen.“

Horst und Annemarie klatschten vor lauter Freude in die Hände und wurden übermütig. „Ach, wenn es doch morgen schon Ferien gäbe!“ riefen sie; „wie fein muß es doch sein, auf der Eisenbahn zu fahren und in Tante Minnas großem Garten herum zu springen.“

„Na, beides könnt ihr nicht auf einmal; alles hübsch hintereinander“, meinte die Mutter. „Vor der Hand habt ihr noch tüchtig zu lernen, denn bis zu den großen Ferien sind noch immer einige Wochen.“

Aber auch diese Zeit verging! —

Und eines schönen Morgens hieß es: „Steht auf, Kinder, heut geht's zur Tante Minna. Eure Anzüge liegen schon fix und fertig bereit; ihr braucht nur hinein zu schlüpfen. Beeilt euch aber ein wenig, denn in zwei Stunden geht schon der Zug ab!“

Das Zwillingspärchen kam sich vor, als wäre es im siebenten Himmel. Horst wurde von der Mutter zu einem kleinen Tiroler herausstaffiert, mit kurzen Kniehosen und einer langen Feder auf dem grünen Hütel. Ein ganz prächtiger Kerl! Aber auch Annemarie in ihrem weißen Kleidchen mit Seidenbändern und seinem Plüsch nahm sich allerliebste aus. Ordentlich hastig wurde heute der Frühkaffee getrunken, denn in den Kindern steckte ein Eifer und eine Freude, wie nie zuvor. Zuletzt wurden dem kleinen Mädchen noch die „Wickel“ aus den Haaren genommen und das schöne Flachshaar zu den schönsten Locken auf-

gekämmt, so daß sogar der kleine Horst bewundernd ausrief: „Die Ann'marie sieht heut grad aus wie ein kleiner Engel!“

Und nun ging's unter Mutters Begleitung in früher Sonntagsmorgenstunde zum Bahnhof. Wie hell die Sonne strahlte! Gewiß, der ganze Himmel freute sich darüber, daß für die großen und kleinen Menschenkinder die schöne Ferienzeit angebrochen war!

Zum ersten Mal in ihrem Leben nahmen die beiden Kinder in einem Eisenbahnwagen Platz. Neugierig sahen sie durchs Fenster auf das bunte, wechselvolle Leben und Treiben auf dem Bahnsteig. Allerlei Gepäck wurde hin und her getragen, Der Stationsvorsteher mit der schönen roten Mütze mußte dem und jenem Bescheid sagen. Wagen mit Koffern und Kästen rollten hin und her. Dann wurden die Türen der Bahnwagen krachend zugeworfen. Eine Signalglocke ertönte. „Fer—tig!“ rief eine Stimme, ein Pfiff — und langsam, ganz langsam, rollte der Eisenbahnzug dahin. Noch ein Grüßen und Winken der Zurückgebliebenen. Dann wurde es heller. Der Zug rollte aus der großen Halle des Bahnhofs und die Kinder erblickten die verschiedensten Häuserreihen und Straßenbilder, bis sich grüne Wiesen und gelblich schimmernde Kornfelder dem Auge erschlossen. Eine Lerche stieg jubelnd auf. Eine Windmühle drehte auf fernem Hügel ihre steifen Arme im Kreise herum. In einem Krautfeld saß ein Hase, ein Männchen machend; nicht weit davon rollte ein Kutschwagen auf einsamer Landstraße. Darin saß gewiß der Pastor, der in der Kirche eines Nachbardorfs eine Predigt halten mußte. Ja, ja; bald laut, bald leise trug der frische Morgenwind Glockengeläute herüber! Wie seltsam vermengten sich die mahnenden Klänge mit dem Schnaufen, Rattern und Stoßen der Eisenbahn. Und ha! — wie ein Kreisel drehte sich die weite Landschaft; die Telegraphendrähte vor dem Fenster tanzten auf und nieder und husch! sprang ein Birkenbaum mit raschelndem Laub an der Scheibe vorbei. So ging's durchs Feld und Heide dahin, dem Dörfchen, wo Tante Minna lebte, entgegen.

Bald war auch das Ziel erreicht. Der Zug hielt. Und war's möglich? Tante Minna stand schon am Bahnsteig und winkte. Die Kinder konnten es kaum erwarten, daß die Tür aufgerissen wurde. Gleich darauf gab's eine fröhliche Begrüßung. —

Schon nach wenigen Stunden fühlte sich das Zwillingspärchen bei der Tante wie zuhause. O, welche Lust, im Garten zwischen Gänzen und Hühnern herum zu tummeln, mit nackten Beinen den Bach zu durchwaten oder im kühlen, duftigen Graze zu liegen, umschwirrt von Fliegen und Käfern! Natürlich durften die Kinder bei solchem Spiel ihre schönen Kleider nicht anbehalten; die gute Tante Minna hatte schon für den nötigen Ersatz gesorgt. Das allerschönste

Spiel aber war das Schaukeln. Über einen dicken Baumstamm wurde ein langes Brett gelegt, auf dessen Enden sich die Zwillingsskinder setzten. Hopp! hopp! ging's immer auf und nieder — unermüdlich. Die andern lachen zu. Sogar der weiße Spitz hatte seine Freude daran.

Nun, wir wünschen nur, daß es Horst und Annemarie nebst der Mutter in der Sommerfrische gefallen möge, denn große Ferien gibt's nur einmal im Jahre!



Zwei deutsche Schiffstypen.

In unserer Zeit, wo mächtige Salondampfer die Ströme befahren und schwimmende Paläste den Ozean durchschneiden, können wir uns kaum eine Vorstellung von der deutschen Schifffahrt in ihrem Urfang machen. Ein Nebeneinander vom deutschen Einbaum und dem bekannten Riesenschiff „Imperator“ belehrt



Der deutsche Einbaum.

uns, welch einen Fortschritt die deutsche Schifffahrt gemacht hat. Als die Römer am Rhein und an der Nordsee erschienen, sahen sie, wie die Germanen auf höchst einfachen Fahrzeugen sich dem Wasser anvertrauten. Vom Ruder abgesehen, bestand alles an demselben, die innere Einrichtung einbegriffen, aus einem einzigen Stück, aus einem mittels Feuer und Steinart ausgehöhlten Baumstamm. Es paßte alles, wie wir aus unserem Bildchen ersehen, so herrlich zusammen: der mächtige Eichbaum und die markigen Gestalten, die Bärenfelle und das kernige Ruder. Mehr als zwei bis drei Personen konnten im deutschen Einbaum nicht Platz finden. Es entspricht ganz dem Bärenmut der alten Germanen, wenn sie in ihren einfachen Kähnen den hochbordigen römischen Kriegsschiffen zu Leibe rückten. Trotz der ermutigenden Zurufe der Weiber vom Ufer aus vermochten sie gegen die wohl ausgerüsteten feindlichen Schiffe nichts auszurichten.

Fast zwei Jahrtausende sind seit dieser Zeit verflossen. Was Menschengestalt je erfand, die Technik errang, ist vereint und verwertet beim „Imperator“ der Hamburg-Amerika-Linie. Nicht die glanzvolle innere Ausstattung des großen Schiffes soll uns heute fesseln, im Hinblick auf den deutschen Einbaum wollen wir nur die äußeren Ausmessungen uns vergegenwärtigen. Das Schiff ist 276 Meter lang; das ist fast 5 mal die Länge der Schule an der Rheinstraße in Wiesbaden. Die Breite beträgt 30 Meter. Der Rauminhalt ist 52 000 Register-Tonnen (eine solche hält $2\frac{1}{2}$ Kubikmeter). Der Tiefgang ist 15 Meter. Die Triebmaschinen haben 85 000 Pferdestärken. Für 4000 Fahrgäste ist bequemer Aufenthalt ermöglicht.

Wie sollte Kolumbus gestaunt haben, wenn ihm unphölich dieser Ozeanriesen begegnet wäre!

Ph. W.



Pfingstmaien.

Schmückt das Fest mit Maien!

So singt und klingt es überall in der ganzen Christenheit an dem lieblichsten aller Feste, gleichzeitig als Erinnerung an den alten jezt aber meist verschwundenen Gebrauch, zu Pfingsten Häuser und Kirchen mit frischen Birkenzweigen und -ästen zu schmücken, eine Nachahmung des altgermanischen Frühlingsfestes. Die Birke war uns in unserer Jugend der liebste Baum, einmal wegen des frühen Erscheinens seiner Blätter, die uns, zwischen den dunklen Nadeln der Fichten und Tannen hervorleuchtend, als willkommene Frühlingsboten erschienen. Die Birke ist überhaupt ein sehr zierlicher, niedlicher Baum, wie gerne tranken wir übrigens seinen süßen Saft und wie freuten wir uns, wenn wir zu Pfingsten auf unsrer Konfirmation die Kirche in einen jungen Birkenwald verwandeln und auch die Häuser der Konfirmanden schmücken konnten. Jetzt ist das alles vorbei. Der geschäftige Zeitgeist verlangte die Konfirmation auf Ostern, und weil es da mit dem grünen Laube in den

meisten Fällen noch hapert, man aber auch den schönen Brauch nicht missen wollte, versuchte man es zunächst mit Tannen- und Fichtenbäumen als Ersatz, was aber nicht lange dauerte, da diese zu düster sind und für einen solchen fröhlichen Tag nicht passen. Jetzt geht also die Konfirmation meistens ganz nüchtern ohne Laubschmuck vor sich, und wer die reizvolle Poesie eines so geschmückten Kirchleins noch nie auf sich hat einwirken lassen können, der weiß nicht, was damit verloren gegangen ist.

Dagegen findet man in Norddeutschland den Gebrauch der Pfingstmaie noch viel verbreiteter als bei uns, wo man eigentlich sehr wenig davon merkt. Vor einigen Jahren konnte ich dies beobachten, als ich an einem Pfingstamstage in Halberstadt weilte. Wagen voll Birkenbäume, -äste und -zweige standen dort auf dem Markt oder fuhrten durch die Straßen; überall wurden die Maieen zum Kaufe angeboten. Und wo man auch das Auge hinwandte, traf es schöne, frischgrüne Birkenzweige: Das alte Mütterchen nahm sich wenigstens einen Strauß Birkenlaub mit in ihr einsames Stübchen; die wenigen grünen Zweige zauberten der Greisin vielleicht ihre schöne, schon längst entschwundene Jugendzeit wieder vor die Augen. Das Pferd am Wagen, die elektrische Bahn, alles war mit Maieen geschmückt, und sogar der Arbeiter, der um 5 Uhr das Tor der Fabrik hinter sich schloß, hatte seine Maieen in der Hand, um daheim sein Stübchen zu schmücken, seinem Weibe und seinen Kindern mit dem Pfingstmaieen auch Pfingstfreude heimzubringen. Es mag dies vielleicht auch darin seinen Grund haben, daß die Norddeutschen es nicht so bequem haben, in den Wald zu gelangen wie wir. Dort muß die Birke zu den Menschen in die Häuser kommen, während wir mit ein paar Schritten bei der Pfingstmaie im Walde selbst sind und sie in der freien Natur bewundern können. Und zudem: Was der Mensch am wenigsten hat, das schätzt er am meisten. So mag es auch den Norddeutschen mit der Birke gehen, während bei uns Tausende durch den Wald gehen, ohne seine Schönheit zu würdigen, nur an Essen und Trinken denken und den Wald mit Papier, Scherben usw. verunzieren.

Kennen wir so als Hauptnutzen der Birke, unsrer Pfingstmaie, die Ausschmückung von Häusern und dergl. bei festlichen Gelegenheiten, so ist das in nördlichen Gegenden anders, da ist der Baum so unentbehrlich, wie in heißen Ländern der Brotfruchtbaum, die Dattelpalme, Kokospalme u. a. Während sie bei uns nur in Vermengung mit anderen Baumarten oder als Zierde in Gärten und Parkanlagen vorkommt, so ist sie dagegen im Norden, in Schweden, Lönland, Lappland, die herrschende Holzgattung und bildet dort reine Birkenwälder von größerer Ausdehnung. Besonders das mittlere und nördliche Rußland ist ihre Heimat, sie wird dort überall an Dörfern, Wegen und Kirchhöfen usw. angepflanzt. So heißt z. B. Verisow am Ob die Birkenstadt, die Berken an der preussischen Grenze sind Birkenhöfe und die Beresina ist der Birkenfluß.

Wie schön ist aber auch so ein Birkenwald mit seinen schlanken, mit blendendweißer, der Quere nach bandförmig sich ablösender Korkrinde bekleideten Stämmen, den leichten, graziosen, zierlich verästelten dünnbelaubten Kronen und den beweglichen, langgestielten, fast hängenden Blättern! Da das Laub nicht zu dicht steht (was ihr bei uns als Fehler angesehen wird) weil sie dadurch uns durch den geringen Laubfall den Humusboden nicht verbessert, sondern verschlechtert, ist der Grasboden sonnig und frisch. Denkt man sich dazu noch die Bäche, Teiche, Singvögel, Birkenhühner, Hasen, Rehe usw., so kann man sich leicht ein Bild machen von der Schönheit des nördlichen Birkenwaldes. Kann man sich einen schöneren Festplatz denken? Und in der Tat ziehen Jung und Alt an Festtagen hinaus in den Birkenwald, sich lustig drehend im Tanze nach der Fiedel und gar manches fröhliche und wehmütige Lied singend, angeheitert durch den Genuß des süßen Birkenweines! Ob damit vielleicht die Menge und Lieblichkeit der nördlichen Volkslieder zusammenhängt?

Aber das ist noch lange nicht alles, was dem Nordländer die Birke so lieb und wert macht. Er weiß alles, aber auch alles an dem Baume zu benutzen von der Wurzel bis zum Gipfel. Die Wurzel liefert einen besseren Teer als die Fichte. Das hellgefärbte Holz ist hart, elastisch, nicht spröde wie das der Eiche und Buche und ein ausgezeichnetes Werkholz. Die jungen Stangen dienen zu Reifen, die stärkeren zu verschiedenem Wagnerholz, die starken, gesunden und mit Masern versehenen Stämme sind ein gesuchtes Tischlerholz. Im hohen Norden werden nicht nur die Mobilien, sondern auch die Gefäße für Wasser, die haus- und landwirtschaftlichen Geräte aus Birkenholz gearbeitet, so z. B. Tröge, Mulden, Schlitten, Wagenräder, Bogen, Maschinen, Löffel, Holzschuhe, Trinkbecher und vieles andere. Zu Bauholz wird es wegen seiner geringen Dauer nicht gern benutzt, auch ist die Heizkraft etwas geringer als die des Buchen- und Eichenholzes, aber es hinterläßt eine sehr gute Kohle von bedeutender Heizkraft und beim vollständigen Verbrennen gute Asche zum Waschen. Ganz besonders eignet sich das Holz für Schlittschuhlaufen; sie lassen sich leicht biegen, halten auch ohne Eisenbeschlag aus, und ihre untere Fläche wird durch die Reibung auf Schnee und Eis spiegelglatt. Die wegen des reichen Gehaltes an Wachscharz schwer faulende, fast unverwesliche

Unsere Bilder.

Des Lehrers letzter Gruß.

Ein Lehrer einer Gemeindeschule aus dem Norden Berlins, der während der Osterferien seine Einberufung erhalten hatte, hatte sich von seinen Schülerinnen dadurch verabschiedet, daß er seinen Abschiedsgruß an die Tafel des Klassenzimmers schrieb, damit die Kinder diesen Gruß bei Wiederbeginn der Schule vorfinden sollten. Die Kinder erhielten indessen gleichzeitig mit dem Vorfinden des Abschiedsgrußes die Trauerbotschaft, daß ihr geliebter Lehrer schon den Heldentod gefunden habe. Als letztes Zeichen der Liebe schmückten sie die Tafel, welche im Archiv der Schule dauernd aufbewahrt werden soll.

Unbekannte Tiere.

Von O. Promber.

Obwohl wir nahezu alle Tiere auf dieser Erde zu kennen glauben, werden doch noch mit jedem Jahre Tiere bekannt, die in keiner Sammlung, in keiner noch so umfangreichen „Naturgeschichte“ vermerkt sind. Diese Lebewesen gehören zu meist Länderteilen an, die außerhalb Europas liegen, und die von Forschungsreisenden zu uns gebracht werden. Denn noch immer sind Gebiete fremder Länder noch nicht oder doch nur ungenügend durchforscht. So z. B. bergen die Gebirge, Wälder und Steppen Südamerikas noch manches botanische oder faunistische Geheimnis. In den pfadlosen und teilweise menschenlosen Urwäldern des Kongostaates in Afrika wächst noch manche uns gänzlich unbekannte Pflanze, springt, schwimmt, fliegt und kriecht noch manches dem Europäer fremdes Tier umher. Und was alles mögen noch die Himalayagebiete bergen; wieviel bleibt unseren Nachkommen in Australien, auf den Südpazifik, den einsamen Geländen des ewigen Eises und Schnees zu finden und zu schauen vorbehalten! Wir kennen das Leben und Treiben auf unserer Erde noch keineswegs ganz genau. Was noch alles mögen an fremdartigen Geschöpfen die finsternen, stillen Schlünde und Gründe der Ozeane beherbergen? Und wie viele Tierstelen einer früheren Zeit liegen noch als Rätsel für uns Menschen in den Ablagerungen der Erde gebettet? Wie viele Tiere, von denen wir nie etwas erfahren werden, gab es vor uns? Wohl ist unsere Kenntnis alles dessen, was den Planeten Erde bevölkert, schon recht groß, aber sie ist eben noch immer lückenhaft. Nach der Statistik der Tierwelt, die das Pariser Museum für Naturgeschichte aufgestellt hat, gibt es auf der Erde rund 400 000 Tierarten. Der größte Teil — 180 000 — entfällt auf die Insekten. Die Reptilien sind mit 83 000, die Mollusken mit 50 000, die Spinnen noch mit 20 000 Arten vertreten. Weiter kennt man 13 000 verschiedene Vögel, 12 000 Fische, 8 000 Würmer. Verschiedene Stachelhäuter gibt's 3 000, Schlangenarten 1 610, Amphibien nur 1 300.

Von einer Bereicherung unserer Fauna und Flora hören wir nur wenig. Ganz im stillen reisen unsere Forscher umher, um neue Geschöpfe ausfindig zu machen, ganz im stillen wird gesammelt, beobachtet, klassifiziert. Zuweilen ist's der Zufall, der uns mit neuen Lebewesen bekannt macht. So beschäftigten sich einmal einige Reisende eines nach Sidney gehenden Dampfers

damit, daß sie mit Pistolen schossen. Da kam ein großer, schöner Schmetterling übers Wasser herangeschossen. Man schoß ihn nieder, setzte die einzelnen Stücke sorgfältig zusammen und schickte den Falter einem englischen Insektenjäger, der eine noch unbekannte Schmetterlingsart feststellte.

Mancher Schmetterlings- und Kolibrijäger, mancher Orchideen- und Sumpflumensammler mußte aber auch schon der Wissenschaft sein Leben opfern! Er starb unter den Händen der Wilden, erkrankte an Fieber, fiel einem Raubtier zur Beute, erkrankte, stürzte in einen Abgrund, verhungerte, verdurstete. Der Gefahren in jenen fremden und zumeist recht unwirtlichen Gegenden gibt's ja so viele, sonst wären sie eben schon erforscht! Vor mehreren Jahren ging ein deutscher Sammler auf den dichtbewaldeten Abhängen des Finisterregebirges in Neuguinea „auf die Suche.“ Nach ungeheuren Mühen gelang es ihm, eine kleine Anzahl Schmetterlinge zu fangen, die ihm noch gänzlich unbekannt waren und deren Flügel grün und golden schimmerten. Doch kaum hatte er seinen Fund in Sicherheit gebracht, als er Eingeborenen in die Hände fiel und von ihnen getötet und aufgeessen wurde. Dennoch gelangte ein Teil seines Gepäcks (mit den Schmetterlingen) nach Europa, wo der neuartige Falter den Namen Ornithoptera paradisea erhielt und das Exemplar davon bis zu 500 Mark verkauft wurde.

Im Jahre 1906 kam aus England die Nachricht, der britische politische Agent Claude White sei eben von zwei Forschungsreisen durch Bhutan und Tibet zurückgekehrt und habe einen unbekannten Vierfüßler mitgebracht, der halb Elch, halb Antilope sei. Dieses in seiner Art noch völlig unbekannte Geschöpf, das White auf seiner Reise durch 500 englische Meilen des bisher noch von keinem Europäer betretenen Landes als Haustier bei den Eingeborenen gefunden habe, wird in jener Gegend „Taktu“ genannt. Hieraus ist zu ersehen, daß es auch noch größere Tiere auf unserer Erde gibt oder doch vor kurzem noch gegeben hat, die uns Europäern vollständig fremd sind.

Ferien.

Viel Knaben und Mädchen
Kehren nach Haus
Und alle rufen:
Die Schule ist aus!
Den Ranzgen beiseite
Und nun — hurrah! —
Hinaus ins Freie:
Die Ferien sind da!

Wie golden glitzert
Der Sonne Schein!
Wie winken die Blumen
Vom Wiesenrain!
Wie jauchzt vom Birnbaum
Der Starenpapa!
Ihr lieben Kinder,
Die Ferien sind da!

O strahlende Erde —
Wie bist du so schön!
Wie seid ihr herrlich —
Ihr waldigen Höhn!
Fast ist's, als hörten
Wir ferne und nah
Posaunenrufe:
Die Ferien sind da!

E. S. Almer.

Das Schloß zu Darmstadt

Eine Sage von Karl Wigal.

In der Residenz Darmstadt wurde ein Schloß gebaut. Sein Erbauer gab dem Baumeister einen großen Schatz, um die Kosten zu decken. Um den Schatz vor Dieben zu bewahren, vergrub er ihn. Da ihm das Gold zu sehr in die Augen stach, nahm er einen Teil und floh in die Welt. In der Fremde mußte er sterben. Er fand jedoch im Grabe keine Ruhe. Jede Nacht fährt sein Geist nach Darmstadt. Hier schabt und kratzt er an den Wänden, genau an der Stelle, wo der Rest des Schatzes verborgen liegt. Erst wenn dieser gehoben ist, wird sein gequälter Geist Ruhe finden.

Die Kornähre

Eine Fabel von E. Wanderschick.

In einem Kornfelde befand sich ein Halm, der nicht eine Ähre, sondern deren drei entwickelt hatte. Kein Wunder, daß die einfachen Ährenhalme ihren Spaß daran hatten und den „Sonderling“ weidlich becheelten. „Ja“, riefen sie, „ein kurioser Halm! Und was er sich herausnimmt! Setzt einfach drei Ähren an, wo wir nur eine wachsen lassen. Eine Annäherung ohne Gleichen; als ob dieser Halm ein Vorrecht hätte und etwas besseres wäre, als wir sind!“

Der also verlästerte Kornhalm wollte gerade erwidern, daß er verkannt werde und doch das Recht habe, sein möglichstes zu leisten. Er könne doch nichts dafür, daß er besondere Fähigkeiten habe und es dürfe doch seine Kräfte entfalten. Das sei sogar Lebensrecht!leid wäre aber keine schöne Eigenschaft, und wer es nicht dulden wolle, daß er mehr leiste, dürfe ihn nur ansprechen usw. — Doch ehe der Halm noch dazu kam, dies zu sagen, war er schon von dem Besitzer des Feldes erkannt worden, der gleich ein paar Dutzend Halme zertrat, um nur zu dem einen zu gelangen.

Verwechslung.

A.: „Du bist schon wieder bestraft worden?“ — B.: „Ja.“ — A.: „Warum denn?“ — B.: „Weil ich den Kopf geschüttelt hab.“ — A.: „Das ist nicht möglich.“ — B.: „Ja, weißt du, es war halt nicht mein Kopf.“

Naturwissenschaftliches.

Lehrer: „Beschreibe mir die Beuteltiere!“ — Schüler: „Die Beuteltiere haben am Bauch einen Beutel!“ — Lehrer: „Wozu?“ — Schüler: „Wenn sie verfolgt werden, kriechen sie hinein!“

Rätsel.

Eine Quelle heit'rer Freuden
Die aus meinem Worte fließt,
Doch es bringt auch bitt're Leiden,
Wenn's der Unverstand genießt.
Wo an blauer Stromeswelle
Du ein heit'res Völkchen siehst,
Bin ich gleich mit Blitzesschnelle
Wenn ein Zeichen du verschiebst.

Auflösung des Rätsels
aus der vorigen Nummer:

Auflern.